

Nr. 55. Bromberg, den 21. März 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

(21. Fortsetzung.)

26.

Flucht.

Der Geryon hatte wieder die neutrale Schwerezone zwischen Mond und Erde erreicht. Kleiner und kleiner wurde der Mond — bis er wieder zur gelblichen, am nachtschwarzen Himmel schwimmenden Scheibe zusammenschmolz, während die Erde sich in demselben Maße vergrößerte. Da das Raumschiff durch die Manöver um den Mond ein Stück in der Kreisbahn des Mondes selbst mitgeführt worden war, näherte es sich nun auf der Rückfahrt der Erde mehr von der Sonnenseite her und die Erdsichel erschien voller. Mehr als die Hälfte der Scheibe strahlte im Sonnenglanz.

Berger, der einstweilen die Führung des Schiffes übernommen hatte, überlegte eben, ob es richtig gewesen sei, die Düsen jetzt an der Schweregrenze ganz abzustellen und den Geryon der Erdanziehung zu überlassen, oder ob es nicht doch ratsamer wäre, erst Korfs Zustimmung einzuholen — da glitt Sam auf ihn zu.

„Warum ein so grimmiges Gesicht, lieber Berger? Es geht doch heimwärts!"

„Grimmig, Herr Doktor?" lachte Berger, „nicht daß ich wüßte! Ich fragte mich eben, ob ich Herrn Korf stören darf — ich habe einige Befehle einzuholen."

Sam berührte Berger am Arm. „Jetzt nicht! Lassen Sie ihn unbelästigt und handeln Sie nach eigenem Ermessen! Ich verantworte es gerne."

„Ist es wahr, Herr Doktor," meinte Berger vertraulich, „daß Monsieur Valé kein französischer Presse-Korrespondent ist?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich halte ihn für den russischen Raketenbauer Suchinow."

„Woher wissen Sie?"

„Na — ich machte mir so meine Gedanken über sein eigenartiges Benehmen. Für einen Journalisten hat er doch ein bißchen viel technischen Verstand und Interesse an allen Vorgängen am Schiff. Und dann die Art, wie er von der Rakete sprach, die er ganz genau kannte von außen und innen, bevor wir sie am Seile hatten. Da sagte ich mir — da stimmt etwas nicht. Und der Koch erzählte, daß er vor unserer Abfahrt in irgendeinem Lindauer Blatt gelesen habe, der Konstrukteur der berühmten Rakete habe im Kriege einmal eine schwere Gasvergiftung durchgemacht und als Überbleibsel davon habe er merkwürdige grüne Sommersprossen im Gesicht. Da liegt doch die Annahme nicht fern, daß —"

„Stimmt schon, lieber Berger, er ist tatsächlich Suchinow. Die Sorge um seine Rakete hat ihn in unser Schiff getrieben. Und wissen Sie, wer Skoryna ist?"

„Der Raketenführer?"

„Kein Führer — eine Führerin! Skoryna ist kein Mann, sondern ein Mädel und die Tochter Suchinows!"

„Donnerwetter! Alle Achtung!" entfuhr es Berger, „die hat Schneid! Freilich — so ein Mädel könnte mir auch gefallen, schon eher als die heiratswütigen Friedrichshafener Bürgertöchter, die schöne Strümpfe stricken, Kaffee trinken und darauf warten, daß einer käme und sie mitnähme! Brrr!"

„Ja, da muß man schon sagen: Hut ab! Nicht wahr, Berger?" Sam schmunzelte befriedigt. Es lag ihm daran, keine Mißstimmung gegen Natalka aufkommen zu lassen.

„Sie haben doch sicher auch die Assistentin gekannt", fuhr er fort, „die seinerzeit bei Korf —"

„Versteht sich", fiel Berger ein. „Fräulein Weise hieß sie, wenn ich mich recht erinnere. Sie hatte einen klugen Kopf, diese Assistentin — war manchem Werft-Ingenieur über. Ich glaube, Herr Korf war recht betrübt, als sie fortging."

„Nun passen Sie auf! Skoryna ist niemand anders als dieses Fräulein Weise!"

Verdutzt vergaß Berger den Mund zuzuklappen. „Was? Die Assistentin hat sich selbständig gemacht und — —"

Behaglich lachend warf Sam ein: „Und dieses Teufelsmädel hat so ein bißchen in Korfs Ideen herumgeschnüffelt und ihm im Handumdrehen die Sache nachgemacht. Was sagen Sie nun?"

So gut es bei dem Mangel an Schwere ging, schlug Berger mit der Hand auf den Schenkel und rief:

„Die ist ja unserm Korf noch über! Jetzt wundert es mich gar nicht mehr, daß Herr Korf ein bißchen verschossen war in seine Assistentin — die sind einander wert!"

„Das meine ich auch!" stimmte Sam vergnügt bei. Er war beruhigt. Die Achtung vor der Leistung Natalkas schien keine schiefen Gedanken aufkommen zu lassen. Allerdings gestand er sich wohl ein, daß die Ansicht Bergers des begeisterten Luft- und Raumschiffers, noch keinen Schluß darauf zulassen konnte, wie die bürgerliche Welt die Handlungsweise Natalkas beurteilen würde.

„Doch was ich sagen wollte, Berger — haben Sie Suchinow nicht gesehen?"

„Vor einer Viertelstunde hat er sich einen Gummi-Anzug geholt und ist zu seiner Rakete hinaus! Er wird wohl Verschiedenes daran zu basteln haben."

Da Sam gerade nichts Besseres zu tun hatte, beschloß er ebenfalls das Schiff auf einen kleinen Bummelflug zu verlassen. In engem Bogen umkreiste er den Geryon und spähte von außen her durch die Fenster. Da sah er Natalka — selig lächelnd — Hand in Hand mit Korf, der eifrig auf sie einsprach.

„Bitte vielmals um Entschuldigung!" kicherte Sam vor sich hin, „ich will nicht stören!" und wandte sich rasch ab. Dann erreichte er den Top.

„Nanu — was ist denn da los?" rief er verblüfft, als er die Rakete frei — losgelöst von den Haltetauen — in einiger Entfernung schweben sah. Suchinow war eben im Begriff durch den angesetzten Luftbehälter in das Innere seiner Maschine zu kriechen.

„Halt — wohin?" schrie Sam. Er beachtete in seinem Eifer nicht, daß seine Worte von niemand vernommen werden konnten. Auch hatte er — durch die absolute Schwerelosigkeit verleitet — sich nicht an ein Kabel angeschlossen und stand daher mit dem Schiffstelephon nicht in Verbindung.

Suchinow achtete auf Sam nicht und verschwand in der Rakete.

„Was wollen Sie mit der Rakete?" rief er nochmals — natürlich ergebnislos. Mit einem mächtigen Satze schnellte er sich vom Schiff ab auf die Rakete zu. Es war zu spät. Eine dichte weiße Wolke stand plötzlich im Raum und in weiter Ferne bereits entschwand das davonrasende Torpedo.

Suchinow war geflohen.

Der für jeden Schall undurchdringliche luftleere Raum hatte es ermöglicht, die Rakete mit voller Kraft abzulassen, ohne daß irgend jemand die Explosionssalven hören konnte.

Sam steckte in der dichten von den Raketen-Entladungen hinterlassenen Wolke seiner Eiskristalle — weißer undurchsichtiger Dunst umgab ihn — die Rakete war verschwunden und auch vom Geryon nichts mehr zu sehen. Feine Eisnadeln hafteten auf der Lederhaut seines pneumatischen Anzugs und schlugen an die Quarzgläser des Helms. Er hatte jedes Gefühl für die Richtung verloren — wohin er blickte, verhinderte grauer Nebel die Sicht.

„Ausgerechnet heute habe ich mich nicht angehängt!" schalt er sich selbst und suchte durch zwei Pistolenschüsse dem Qualm, den kein Luftzug zerstreute zu entfliehen. Unglücklicherweise hatte er die verkehrte Richtung eingeschlagen, und als er den Nebelwolken entronnen war, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß der Geryon in weitem Abstande schwebte und sich mehr und mehr entfernte. Seine eigene Geschwindigkeit trug Sam immer weiter in der eingeschlagenen Richtung fort.

Er zog wieder die Pistole und jagte Bremsschüsse vor sich her. Seine rasche Bewegung, die durch den kräftigen Absprung vom Schiff erzeugt und durch die ersten beiden Richtungsschüsse verstärkt worden war, wurde langsamer und endlich ganz abgestoppt. Aber ein weiter Rückweg zu dem in der Ferne gleißenden Geryon war noch zu überwinden und — die Patronenkammer der Pistole war leer.

Aufgeregt suchte er in den Taschen seiner Gummihülle nach Munition. Vergebens! Keine einzige Patrone war mehr zu finden.

Was nun?

Er zog die Beine an und schnellte sie nach hinten, so kräftig er es vermochte — in der Hoffnung, durch solche schwimmähnlichen Bewegungen von der Stelle zu kommen. Aber wenn diese auch im Innern des lufterfüllten Schiffes Sinn gehabt hatten — im leeren Raum mußten seine Anstrengungen ohne die gewünschte Wirkung bleiben. So sehr er sich anstrengte — die Entfernung zum Geryon verringerte sich nicht.

Müde und verzweifelt gab er seine fruchtlosen Bemühungen auf. Kalter Schweiß lief ihm über den Rücken und er schwur sich hoch und heilig, sich bei künftigen Ausflügen dreifach anzubinden und obendrein mit einem Panzer von gefüllten Patronengürteln zu umgeben, — aber einstweilen war nichts an der Tatsache zu ändern, daß der Schiffsarzt des Geryon als selbständiger Weltenkörper einsam im Raume seine Bahn zog.

Da löste sich ein schimmernder Punkt vom Schiffe los. Sam atmete auf.

„Gott sei Dank! Mein Abenteuer ist bemerkt worden!"

Der Punkt wuchs, und bald schwebte die prall geblähte Ballongestalt eines Schiffsinsassen auf ihn zu, packte ihn am Arm und setzte sich mit dem Müden durch den Rückstoß einiger Pistolenschüsse wieder in Bewegung. Es war Berger.

Nach wenigen Minuten landeten die beiden wieder auf dem Geryon und glitten durch die Kabine in das Innere.

„Na — Herr Doktor!" lachte der Helfer, als die Gummianzüge abgestreift waren, „Sie wollten sich wohl selbständig machen! — Oder tragen Sie sich auch mit Fluchtgedanken?"

„Ist der Russe wirklich fort?" entgegnete Sam gespannt.

„Auf Nimmerwiedersehen! Soeben hat mir die Kasino-Ordonnan diesen Wisch da gebracht, der an der Lampe angebunden hing."

Hastig griff Sam nach dem Papier. Es war nicht versiegelt und er hielt sich daher für berechtigt, die Mitteilung zu lesen, obwohl sie an Korf gerichtet war.

„Bescheinigung?" brummte er, „was hat uns denn Suchinow zu bescheinigen?" Dann las er weiter:

„Ich erkläre hiermit als bevollmächtigter Vertreter und Leiter der Trans-Cosmos-Aktiengesellschaft Bukarest, von Herrn August Korf, Friedrichshafen, die Rakete R S I in einwandfreiem Zustande übernommen zu haben und spreche Herrn Korf im Namen der Gesellschaft meinen Dank und meinen Glückwunsch zu der siegreichen Rettungs-Expedition aus. — Raumschiff Geryon, am 7. Februar. Suchinow."

„Komischer Kauz, nicht?" sagte Berger, als Sam das Blatt einsteckte.

„Den Mann reitet der Satan. Er kann es nicht ertragen, in unserem Schlepptau auf der Erde anzukommen. Lieber — —"

Er ließ den Satz unvollendet und begab sich zur Kajüte Natalkas.

„Ich muß mich doch wieder nach meiner Patientin umsehen!" sagte er, als Korf ihm auf sein zaghaftes Klopfen geöffnet hatte — „Ob sie mir auch nicht aufgeregt und schlecht behandelt wird."

Er staunte über den Glanz der Augen und die frischen Farben, die in dem schmalen Gesicht der Kranken leuchteten.

„Ich fühle mich ganz wohl, Herr Doktor!" sagte Natalka, „und ich freue mich so sehr auf unsere Erde — auf Wiesen und Wälder und Tiere und Blumen — ach, auf Blumen besonders!"

„Übermorgen schon, Liebste," sagte Korf fröhlich, „schaukeln wir auf den Wellen des Bodensees. Das heißt, wenn er nicht zugefroren ist. Auf unserer nördlichen Erdhalbkugel herrscht ja jetzt Winter."

„Oh — dann streifen wir durch die weißverschneiten Tannenwälder, die in der Sonne glitzern und blaue Schatten auf den Schnee malen — dann werfen wir uns wie Kinder mit Schneebällen und lassen den Schlitten klingelnd zu Tal sausen. Und des Abends — dann setzen wir uns an den knisternden Ofen, atmen den Duft heißer aufspringender Kastanien und sehen zu, wie die Bratäpfel schmoren — und halten uns an den Händen. Kannst du verstehen, Korf, wie unendlich schön all die kleinen Nichtigkeiten der Erde erscheinen — nach den langen Wochen und Monaten im öden Nichts?"

„Und der Schuß ins All?" scherzte Korf.

„Ist verhallt. Meine Aufgabe ist erfüllt. Endlich darf ich — will ich leben!"

Sam hielt es an der Zeit, die erschöpfte Kranke nun schlafen zu lassen, und drängte den widerstrebenden Schwager hinaus.

„Fünfzig Jahre hast du noch vor dir, Gustl! Da kommt es auf die paar Stunden jetzt nicht an. Natalka ist noch schwach und braucht Ruhe. Sei vernünftig!"

Er ahnte bei diesen Worten nicht, wie sehr es dennoch auf die paar Stunden ankam.

Die Flucht Suchinows überraschte Korf — doch sie berührte ihn wenig. „Gut so!" sagte er gleichmütig. „Wie er aufgetaucht ist im Geryon, so verschwindet er auch wieder — unerwartet und ohne Worte. Ich kann ihm wohl nachfühlen, daß er das kleine Restchen seines Ruhmes durch eigne Landung retten will."

„Meinst du, daß ihm die Landung aus eigener Kraft gelingt?"

„Warum nicht? Vom Monde weg hat ihn der Geryon gebracht, so daß die Rakete die für die Landung vorgesehene Brems-Energie noch ungeschmälert enthält. Sprechen wir nicht mehr darüber! Vor allem, verschweigen wir Natalka vorläufig den Vorfall! Sie könnte sich über das Schicksal ihres Vaters grämen!"

Frohen Mutes sah die gesamte Besatzung den Landungsmanövern entgegen. Die Geschwindigkeit des Schiffes, die am Mond bereits stark gesteigert worden war, wurde nun auch noch durch die Erdanziehung so beschleunigt, daß sich am nächsten Tag bereits die hell leuchtende Erde in riesiger Größe unter dem Karussell ausdehnte und die Kontinente sich so scharf von den dunkleren Meeren abhoben, daß man glaubte, einen vorzüglich gearbeiteten Riesenglobus unter sich zu sehen.

Der Geryon steuerte auf den Ostrand der Erde zu — um nicht entgegen der Erdumdrehung auf die Lufthülle zu stoßen, was die relative Geschwindigkeit und damit die Hitzegefahr stark erhöht hätte. Auch wollte Korf bei vollem Tageslicht landen und mußte deshalb an der Sonnenseite der Erde niedergehen.

Als die Erde so nahe war, daß sie nicht mehr wie ein im Raum schwebender Himmelskörper erschien, sondern wie Festland, über welchem der Geryon in unfaßlicher Höhe dahinzog verließ [illegible] schwierigste Teil der ganzen Fahrt — die Landung — stand unmittelbar bevor und der Funksender des Geryon spielte.

(Schluß folgt.)

Ludwig Finckh — der Fünfzigjährige.

Zum 21. März 1926.

Von Fritz Heinz Reimesch.

Es war im dollartollen Sommer 1923. Der Rucksack war schwer mit Millionenscheinen beladen, die aber weniger galten als die unreifen, wurmstichigen Äpfel, die ich aus dem Straßengraben auflangte und begeistert aß. Nach heißer Straßenwanderung öffnete ich die rosenüberwucherte Heckentür zu Ludwig Finckhs poetischem Landhaus in Gaienhofen am Bodensee.

„Der Finckh ist im See", sagte mir die Finckhin zur Begrüßung, und ich ging die wenigen Schritte durch tiefes Gras und bald stand ich vor einem mittelgroßen, schlanken Mann, der nur mit einem Kneifer bekleidet war und ließ ihn raten, wer ich sei. Bald plantschte ich neben ihm im Wasser, die Schweizer Berge und freundlichen Landhäuser grüßten herüber; wir erzählten uns wie zwei alte Freunde unsere Freuden und Sorgen und waren gar bald mitten drin in seiner Lieblingsarbeit, der Ahnenforschung, der er sich in den letzten Jahren ganz zugewendet hat und deren volkstümlichster und wirkungsvollster Künder er ist.

Ganz absichtlich wähle ich bei der Wertung der Arbeit des auf der Höhe seines Lebens stehenden Dichters, diesen Teil seines Schaffens, der nicht nur mit der Dichtkunst zu tun hat. Noch ist zwar Finckh im deutschen Volk hauptsächlich als feinsinniger Poet und quellfrischer Erzähler allgemein beliebt, doch glaube ich, daß er dem deutschen Volk, nicht zum geringsten dem Grenz- und Auslandsdeutschtum, als Volksmann Größeres und Bedeutsameres in Hinkunft wird schenken können, als er ihm bisher als einer unter vielen Dichtern gab.

Will man das Schaffen eines Mannes an einem solchen Tag, wie dem heutigen, kritisch werten, so darf man nicht nur das nehmen, was einem handlich auf dem Bücherbord steht, sondern man muß sich auch in die Seele hinein vertiefen und mit ihr fühlen, was sie uns an Schätzen noch zu eröffnen hat. Finckh hat als reifer Mann neue Wege beschritten, Wege, die ihn zum Teil mit seinem früheren Beruf als Arzt wieder verbanden, die aber auch vom Dichter herkamen, sich mit dem ersten verschlingend weiterführten zur halb dichterischen, halb wissenschaftlichen Behandlung einer der wichtigsten Lebensfragen unserer Volksgesundung.

Noch steht die große Menge unseres Volkes der Ahnenforschung so gut wie hilflos gegenüber. Ahnen? Was wissen unsere Großstadtmenschen von ihren Voreltern, was aber auch die Masse Mensch, die eben nur auf der Welt ist, weil sie gezeugt wurde, die arbeitet, um nicht zu verhungern, lebt — weil sie nicht stirbt und wenn sie von hier geht, verschwindet, wie ein Stäubchen, das der Sturm verweht. Wurzelfestigkeit, Schollenbewußtsein, Bodenständigkeit, Familientradition sind in unserer Zeit Begriffe, denen nur wenige Menschen Gehalt zu geben verstehen. Wie wenige Menschen wissen, wie ihre Großeltern gelebt haben, wie wenige haben auch nur einen leisen Sinn für das, was man Tradition nennt, Ahnenstolz, Ehrfurcht vor den Hunderttausenden, die vor uns waren und deren Frucht wir sind.

Der reine Wissenschaftler mag die erzieherischen Werte der Ahnenforschung vom medizinischen, psychologischen, historischen oder politischen Gesichtspunkt gesehen, für die nationale Wiedergeburt unseres Volkstums noch so sehr preisen; er wird nie im Stande sein, große Kreise zu gewinnen, da ihm für gewöhnlich das Wort fehlt, mit dem er zum Volk sprechen muß. Dies muß der Dichter tun, der ein Volksmann ist und dieser ist Ludwig Finckh, weil er ein Sänger des deutschen Familienlebens und der mütterlich-bräutlichen Frau ist.

Vor uns liegen seine reinen Dichtungen, seine Verse und Erzählungen und wir werden auch nicht eine einzige finden, in denen der Urgrund allen deutschen Wesens, die Familie, nicht besungen wird. Die „Mondänen“, die „Problematischen“, die „Ästhenten“ kommen bei Finckh nicht auf ihre Rechnung, denn denen genügt ja spannende Handlung und frisches Erleben allein nicht. Sie wollen Nervenkitzel, Unnatur, gar Verbrechen oder Narrheit, zum mindesten Absonderlichkeit, um sich zu „unterhalten“. Gesunde Sinnenfreudigkeit, Poesie, Fröhlichkeit oder herbes Schicksal sind ihnen Banalitäten, erscheinen ihnen fad, limonadenhaft, spießbürgerlich. Das gut deutsche „Milieu“ bietet ihnen keinen Reiz, das strampelnde Kind in der Wiege, die sonnenfreundliche hoffende Mutter, die innigharmlose Jugendliebe, die keusch-liebesfreudige Frau, der alte märchenerzählende Großvater, blumige Au und leuchtender See, Berg und Hügel, Wald und Wild, sind ihnen keine „Probleme“, die wert wären, ihre „Denkerstirn“ in grämliche Falten zu zerlegen.

Dies alles aber schenkt uns Finckh in seinem „Rosendoktor“, seinem „Bodenseher“, in der „Jakobsleiter“ und in den vielen kleinen Erzählungen. In stillvergnügter, sonniger Art plaudert Finckh mit uns, singt ein hohes Lied von deutscher Frauen- und Mutterliebe in so innigwundersamer Weise wie keiner unserer modernen Dichter. Ein Minnesänger der Neuzeit feiert heute seinen fünfzigsten Geburtstag, einer der wenigen Männer scheint er uns, dem nichts von all dem Schmutz der Welt anhaften konnte an seiner kristallklaren Seele.

Himmelstürmen, neue Welten aufrichten, Kämpfer mit Teufel und Gott sein, will er nicht — er will lobpreisen und singen, er will Harfner sein des Edeln und Schönen, ohne Problematik, ohne Grübelei und Spintisieren, ohne Anklage — nur lobpreisen will er das Schöne — die Liebe, das Mutterglück und die Vaterfreude, die Lust, die Heimat, das Vaterland, und Ehrfurcht dem Höchsten spenden.

Das ist Finckh, der Dichter!

Doch der Volkserzieher, der Seelenarzt sind auch dabei gewesen. Nie aufdringlich, nur so nebenbei. Alte Schäferweisheit zaart sich mit moderner Wissenschaft, Großmutter gibt gute Ratschläge und viel hält Finckh stets von dem, was die Alten erzählen von dem und jenem. In seiner Erzählung „Die Reise nach Trippstrill“ klingt ein neues Motiv mit, neben einer wunderfeinen Geschichte von Liebe und Treue; es ist die Kunde von den deutschen Brüdern im Auslande. Der Schwabe ist der Vater von gut der Hälfte aller Auslandsdeutschen. Die schwäbische Wanderlust wird in einem jungen Wirtssohn auf der Alb mächtig angeregt durch den Besuch eines Kaukasusdeutschen und er wandert los, um die Welt für sich zu erobern. Vielleicht mit etwas zu starker Unterstreichung der Tendenz, um reine Dichtung zu bleiben, spinnt Finckh dies Motiv in seiner herzhaften Erzählung „Vogel Rock“ weiter. Dies Buch wird zum Dankgesang an das treue Festhalten des Auslandsdeutschtums an Vätersitte und deutscher Art. Die Problematik des Auslandsdeutschtums wird mit feinem psychologischen Verständnis gezeichnet. Die erste Dichtung, die von einem Reichsdeutschen geschaffen ist und nicht nur den äußeren Rahmen des Geschehens in das Auslandsdeutschtum verlegt, sondern auch die Seelenschwingungen der Menschen von draußen richtig zeichnet.

„Vogel Rock“ ist die Überleitung des Dichters zum Volksmann. Pflege der Ahnenforschung und das Auslandsdeutschtum sind nunmehr die Leitmotive seines Schaffens. Er ist zwar vorerst nicht mehr rein schöpferisch. Er ringt manchmal mit dem schwer zu meisternden Stoff, um ihn in ein leicht faßliches, erzählend-unterhaltendes Gewand zu kleiden; bald hat aber der alte gemütliche Plauderer, der auch schon früher gar derbe Wahrheiten zu sagen verstand, den richtigen Ton getroffen. Sein „Ahnenbüchlein“ und sein „Ahnengarten“ sind Erziehungsbücher von so großem Wert, daß man sie eigentlich von staatswegen jedem jungen Menschen mit auf den Lebensweg geben sollte.

Den Auslandsdeutschen wollte aber Finckh auch kennen lernen, und so zog er denn zunächst hinaus und besuchte die Brüder in Sudeten-Deutschland. In seiner „Sudetendeutschen Streife“ kündet er uns all das, was er dort sah — Gutes und Böses. Dann wanderte er zu seinen Landsleuten, den Banater Schwaben und kam auch nach Siebenbürgen, ins Land der kernigen, wurzelfesten Sachsen. In seinem Büchlein „Bruder Deutscher“ erzählt er manche seiner Eindrücke.

Doch nun, was erwarten wir von ihm? Ich weiß nicht, ob er in seinen stillen Stunden daran schafft, ich erhoffe es nur, und das ist ein Buch, in dem er, über all das, was er bisher geschaffen hat, hinauswachsend, nicht mehr als Erzähler und Plauderer, sondern in wuchtigen, starken Tönen uns in großem Wurf gestaltend ein ahnenbewußtes und — stolzes deutsches Haus baut; ein Werk, das tief in die Herzen greift, sie zwingt zum Bekennertum deutschen Blutes!

Ludwig Finckh hat selbst das Wort.

Gelegentlich seines 50. Geburtstages am 21 März wird Ludwig Finckh als Arzt und Dichter vielfach gefeiert. Wir benutzen die Gelegenheit, um auf seine Bedeutung als Sozialpolitiker, als Ethiker, als Eugeniker hinzuweisen. Wie er über den Wiederaufbau unseres Vaterlandes durch richtig verstandene Familienbildung denkt, hat er in dem folgenden Aufsatz: „Wohin?“ niedergelegt. Die Schriftl.

Dem bedenkenden Menschen kann es nicht genügen, zu wissen, daß er auf der Welt ist, er muß sich nach seinem Woher und Wohin umschauen. Im güstigsten Falle können wir nach unserem Woher 300 Jahre zurückgreifen, bis an den 30jährigen Krieg. Von den wenigen Menschen, die ihn überlebten, stammen wir Heutigen alle ab. Aufs kleinere Land übertragen: Die paar tausend Schwaben nach dem 30jährigen Kriege waren aller heutigen Schwaben Urahnen.

Aber noch mehr. Es gab damals noch lange nachher keinerlei Gesundheitspflege. Die Ärzte und Hebammen standen bis vor wenigen Jahrzehnten auf einer verhältnismäßig niederen Stufe: die Frauen starben an ihren Geburten, die Kinder als Säuglinge oder in den ersten Lebensjahren an falscher Ernährung. Ein Mann verbrauchte eine, zwei oder drei Frauen nacheinander, es mußten oft zehn Kinder geboren werden, bis eins am Leben erhalten blieb und sich fortpflanzte. Ein ungeheuer unwirtschaftlicher Verbrauch an Kraft, eine Vergendung von Menschenleben war gang und gäbe.

Heute ist das einzelne Leben viel wertvoller geworden, obwohl es soviel Menschen gibt. Der Arzt kann so viel, daß es ihm gelingt, oft eine ganze Familie unversehrt in die nächste Generation hinüberzubringen.

Man hat sich darum in den letzten Jahren auf den Weg seines Blutes besonnen, auf seinen Strom, seine Nebenflüsse und Beibäche, man hat ihm nachgeforscht und hat es zurückgefunden durch die drei Jahrhunderte. Davon steht allerhand in meinem „Ahnenbüchlein“. Und man sinnt jetzt auf das Wohin. Wohin geht es mit uns? Sollen unsere

Spuren wieder verlöschen, verblassen und ausgetilgt werden wie im 30jährigen Krieg, und sollen unsere Nachkommen einst das gleiche Bedauern wieder haben wie wir, daß es an einem bestimmten Punkte zu Ende ist mit ihrer Weisheit? Nein. Wir bauen uns auf zu einem Familienhaus. Wir organisieren die Familie. Wir suchen uns die Menschen aus dem Unbekannten heraus, die zu unserem Blutkreis gehören, in denen der Stamm-Vater und die Stamm-Mutter von 300 Jahren noch leben. Und wir erfahren staunend, daß sofort ein Bann gebrochen ist, wenn wir uns sehen, ein heimliches Erkennungszeichen, ein Losungswort zwischen uns ausgegeben ist, ein gemeinsamer Geist sich in uns ausgeprägt hat, ohne daß wir voneinander wußten. Es ist eine gemeinsame Plattform geschaffen. Hundert Voraussetzungen, die zwischen Fremden erst aufgestellt werden müssen, sind von selbst gegeben, man spricht eine besondere Sprache, man fühlt sich zueinander mehr als zu anderen hingezogen. Vielleicht hat sich ein besonderer Gang, eine bestimmte Haltung, eine Schädelform ausgebildet. Und man merkt, daß in dieser Gemeinschaft eine Kraft liegt, ein innerer Gewinn, der nicht mehr aufgegeben werden darf.

Im auseinanderstrebenden Meer der wahllosen Verschmelzung sind mit einem Male feste Inseln entstanden, um die die Wogen spülen, die Familien, die sich gefunden haben, und immer näher zusammenhalten. Das Wohin sieht klarer, ruhiger aus, Freunde und Berater aus dem Blutskreise steuern mit, und die Geister der Ahnen schweben um uns. Denn jene Urväter und Urmütter alle zusammen sind nichts anderes als wir selbst, die wir heute leben, in verteilter Form, und wir gesellen uns ihnen über ein kurzes, um in unseren Enkeln weiterzuwirken. Ein Teil der Kraft von einst sind auch wir.

So arbeiten wir für den Aufbau unserer Zukunft, wenn wir den Familienring schließen. Mit jeder Ehe aber greift ein Ring in den anderen, und die Vielfalt der Ringe trägt zur deutschen Familie, zum Volk. M. F.



Bunte Chronik



*** Die Kinos in Deutschland.** Zurzeit besitzt Deutschland ungefähr 3500 Kinos, von denen nur 500 auf Großstädte entfallen und weitere 3000 auf Städte zwischen 50 000 und 100 000 Einwohnern. Die Lichtspieltheater haben im Durchschnitt ein Fassungsvermögen von 300 Plätzen, wobei das kleinste Kino mit 80 Sitzen und das größte (der Ufapalast am Zoo zu Berlin) mit 2000 Sitzen angenommen werden darf. Da die meisten Theater täglich zweimal Vorstellungen geben, würden sie bei zweimal ausverkauftem Haus täglich etwas über 2 Millionen Besuchern Platz bieten können. Die Bevölkerung von Berlin mit ihren 4 040 000 Köpfen könnte also knapp in zwei Tagen in sämtlichen Kinos Deutschlands untergebracht werden. U. E.

*

*** Schlafschwämme.** Schon die Priester im alten Griechenland verstanden es, die Menschen, an denen sie ihre berühmten Wunderkuren ausführen wollten, durch narkotische Mittel in tiefen Schlaf zu versenken. Vermutlich handelte es sich hierbei um die Verwendung von Räuchermitteln, in denen man gewisse pflanzliche Substanzen verbrannte, deren Rauch dann eine betäubende Wirkung auf die Patienten ausübte. Im Laufe des Mittelalters ging man jedoch einen Schritt weiter. Man begann, um Narkose zu erzielen, sich eines Mittels zu bedienen, das viel unmittelbarer und damit wohl auch sicherer wirkte, als das Betäubungsverfahren der Alten, nämlich der Schlafschwämme, wie man sie nannte. Die neue Methode bestand darin, daß man einen Schwamm mit narkotischen Stoffen durchtränkte und den Kranken nun die dem Schwamm entströmenden Dünste einatmen ließ. Sogar ein Werk erschien über die neue Narkose, betitelt: „Die erste Kunst ‚wie man einen schlafen macht, ein Buch der Wundt-Arznerei“, in dem sein Verfasser, der im 15. Jahrhundert sehr geschätzte Wundarzt Heinrich von Pfolspeundt, das Verfahren sehr rühmte und empfahl. Man scheint die Schlafschwämme damals auch viel angewandt zu haben; allein auch schon früher muß die Methode bekannt gewesen sein, da der im 14. Jahrhundert lebende Arzt Guy de Chauliac zur Erzielung von Narkose ebenfalls schon Schlafschwämme gebrauchte, die er indessen in der Weise verwandte, daß er die mit dem narkotischen Mittel getränkten Schwämme zuerst trocknen ließ und sie erst dann, wenn sie gebraucht werden sollten, in heißem Wasser wieder aufweichte. Hergestellt wurden die narkotisch wirkenden Stoffe zur Durchtränkung der Schlafschwämme aus ganz verschiedenen Pflanzen. Ein Forschungsbericht nennt in erster Linie Schlafmohn, Alraun (Mandragola), Bilsenkraut, Giftlattich, ja selbst den Efeu und späterhin auch den Stechapfel. Mit der Zeit verschwanden die Schlafschwämme jedoch wieder aus der Medizin, da man, vielleicht auch infolge unrichtiger Anwendung, viele Mißerfolge damit erzielte, und schon im 16. Jahrhundert wollten die Ärzte nichts mehr von den Schlafschwämmen wissen.



Lustige Rundschau



*** Der Rettungsanker.** Schuldner: „Mit der reichen Heirat ist es nichts geworden, meine Herren! Jetzt kann ich Ihnen nur noch einen Vorschlag machen, daß Sie zu Ihrem Gelde kommen . . . legen Sie zusammen und kaufen Sie mir ein Lotterielos!“

*

*** Adam.** Herr Adam fährt nach London, mietet ein Zimmer, schreibt an die Tür: Adam. Daraufhin nennen ihn die Leute nach englischem Gebrauch: Edem. Nanu?, denkt Adam, aber ihm soll's gleich sein, nimmt einen neuen Zettel, schreibt an die Tür: Edem. Natürlich nannten ihn die Engländer von nun ab: Idem. Verflucht, dachte Adam, was soll man tun? Egal, nennen wir uns Idem. Und er schreibt seinen Namen an die Tür. Worauf man ihn schnurstracks: Eidem titulierte. Da packte ihn die Wut, er holte ein Stück Kreide und schrieb groß an die Tür: Adam.

Rätsel-Ecke

Rösselsprung.

	en			liegt	
die	nach	nah	sä-	ge	ent-
mußt	du	fleiß-	dem	dir	mußt
us	rur	tun	willst	fern-	haut
rn-	du	ruh'n	sieh	du	was
	nicht	ten	ten	wird	

*

Besuchskarten-Rätsel.

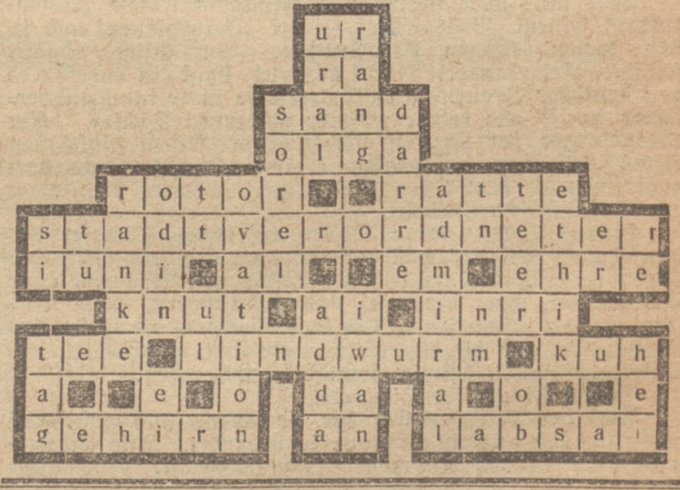
H. F. Puck
Annen

Wie heißt das Gebäck, das der Inhaber obiger Besuchskarte herstellt? (Die Buchstaben der Karte sind umzustellen.) Blank.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 51.

Kreuzworträtsel.



Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.